

NICOLA VOLLKOMMER

SAMMELBAND

Die
Cornwall
Saga

Wie Möwen im Wind



Die Rückkehr des Erben

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Die beiden Romane dieses Sammelbandes sind das erste Mal 2015 (Wie Möwen im Wind) und 2017 (Die Rückkehr des Erben) bei der SCM Verlagsgruppe GmbH erschienen. Für die überarbeitete Fassung wurden Figurengestaltung, Erzählperspektiven und Zeitabläufe überarbeitet und konkretisiert und die Romane wurden sprachlich geschliffen. Der Handlungsablauf ist überwiegend gleich geblieben zum Original.

Das Gedicht von Samuel Taylor Coleridge auf S. 320 f. heißt im Original *The Nightingale: A Conversation Poem*, Übersetzung: Brunnen Verlag GmbH

Das Lied auf S. 378 f. ist ein Kindheitsgedicht von Carol Bogan, aus einer privaten Sammlung der Autorin, Titel: *A Little Bird's Song*, Übersetzung: Brunnen Verlag GmbH



© 2025 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.

Gottlieb-Daimler-Straße 22, 35398 Gießen

www.brunnen-verlag.de; info@brunnen-verlag.de

Lektorat der überarbeiteten Fassung: Carolin Kotthaus

Umschlagfoto: Arcangel.com / Marc Owen und AdobeStock

Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

Satz: Brunnen Verlag GmbH

Druck: CPI Books GmbH

ISBN Buch 978-3-7655-2193-5

ISBN E-Book 978-3-7655-7747-5

www.brunnen-verlag.de

NICOLA VOLLKOMMER

Die *Cornwall*-Saga

Wie Möwen im Wind

Prolog

Die Küste bei Cornwall, England 1820

Ein gewaltiges Krachen zerriss die Luft und erschütterte das Schiff. Der Kapitän wurde gegen die Wand der Kabine geschleudert. Sein Kopf stieß gegen etwas Hartes, und ein stechender Schmerz durchschoss seinen Körper. Die Laterne, die von der Decke hing, schaukelte von einer Seite zur anderen. Die Kerze erlosch und die kleine Kajüte, die unter dem Krachen und Reißen unzähliger Holzbretter hin und her schwankte, wurde in Dunkelheit getaucht.

„Gott im Himmel, hilf mir!“ Er kroch auf allen vieren Richtung Tür und zog sich mühsam am Türrahmen hoch. Der Boden schien unter seinen Füßen hin und her zu rollen. Sein Kopf hämmerte, er rang nach Luft.

Von außen schlug etwas mit mächtiger Wucht gegen das Fenster der Kabine. Die dicken Scheiben barsten in Splittern nach innen und eine Flut von eiskaltem Wasser platzte herein. Der Kapitän hatte sich inzwischen über die Türschwelle geschleppt. Er versuchte, die Tür gegen die Gewalt der Wasserfluten zu stemmen. Umsonst.

Er drehte sich um. Halb schwimmend, halb strampelnd bewegte er sich durch das Wasser, das aus allen Richtungen ins Schiff strömte, bis zur Leiter, die aufs Deck hinaufführte. Er klammerte sich an die Reling, während das tosende Wasser seine Hüften umspülte. Kein Passagier war weit und breit zu sehen – immerhin! Sie hatten seinen Befehlen Folge geleistet und waren aufs Deck geeilt.

Oben herrschte blanke Panik. Seile wurden in Eile heruntergelassen,

Passagiere und Seemänner klammerten sich an alles, was Halt zu bieten schien. Das Kreischen von Frauen und Kindern hob sich kurz vom Heulen der Windböen ab und wurde vom tobenden Gewitter wieder verschluckt. Ein gerissenes Tau flatterte im Wind. Das zerfetzte Segel schlug in alle Richtungen.

„In die Rettungsboote!“, schrie der Kapitän, als ob nicht jeder schon mit aller Macht versuchen würde, sich von dem sinkenden Schiff zu retten. Er warf einen Blick nach hinten und sah im schwachen Schein der schaukelnden Laternen, wie das Achterdeck des Schiffes mit einem gewaltigen Stöhnen langsam wegbrach. Das Vorderdeck beugte sich nach vorne. Ein Kind verlor seinen Halt und stürzte schreiend in die eiskalten, dunklen Wassermassen.

Ein grauer Wasserberg, höher als der Mast, raste auf das Wrack zu. Für die Rettungsboote war es zu spät. „Wer schwimmen kann, springe! An Brettern, Fässern und Seilen festhalten!“ Er brüllte so laut, dass es ihm in der Kehle wehtat, mehr aus einem ohnmächtigen Instinktgefühl heraus als aus der Hoffnung, dass ihn irgendjemand hören würde. Der Wind verschlang sofort jeden Laut, der aus seinem Mund kam.

Die Wellen krachten auf das Vorderdeck, das schräg wie ein Hausdach geneigt war. Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Ein milchiger Halbmond blickte zwischen den schwarzen Wolken hervor und der Wind schwieg für einen Augenblick, der dem Kapitän wie eine Ewigkeit vorkam.

Er blickte hoch. Durch die Gischt und den treibenden Regen sah er in der Ferne die schwarzen, zackigen Umrisse einer Felswand, die in die Höhe ragte wie ein lauender Titan, bereit zu springen und sein Opfer unter sich zu zerdrücken. Unten am Ufer rannten winzig aussehende schwarze Gestalten mit Lichtern in den Händen hin und her. Ein Hoffnungsschimmer flackerte in ihm auf. Jemand hatte Alarm geschlagen und Hilfe geholt!

Wie ein blutrünstiger Jäger, der seiner Beute einen schadenfrohen Todeshieb versetzt, entfesselte der Sturm alle Kräfte, die er noch aufbringen konnte, und schlug ein letztes Mal zu. Ohrenbetäubend, langsam, mit der Würde eines Feldherrn, der bis zuletzt tapfer gegen eine Übermacht gekämpft hat und schließlich kapituliert, sank die *Flying Gull* in ihr wässriges Grab. Der Kapitän wurde mitgezogen.

Ein dröhnendes Rauschen füllte seine Ohren und tobte in seinem Kopf. Gegenstände, die mit in die Tiefe gerissen wurden, schlugen gegen seinen Körper. Er steuerte fieberhaft mit seinen Armen gegen den Sog und versuchte, seinen Körper nach oben zu bewegen. Seine Lungen brannten und waren dem Bersten nahe.

Plötzlich stießen seine Hände an etwas Hartes, Spitzes. Es war ein Felsen. Er fasste tastend danach, klammerte sich daran und zog sich nach oben. Mit einem letzten Kraftakt stieß er seinen Kopf durch die tosende Oberfläche der Wellen und japste nach Luft. Er blickte um sich. Das Wasser war an dieser Stelle noch tief, aber die Lichter am Ufer waren näher, er hörte Stimmen. Gott sei Dank. Es würde Überlebende geben.

„Maggie, Maggie – warte!“, schrie er. „Ich komme! Sag Jake, dass Vater bald heimkommt!“

Ein Stück Holz trieb an ihm vorbei. Er warf sich darauf und fing an, mit seinen Armen und Füßen in die Richtung zu rudern, wo er Stimmen vernahm.

„Da lebt noch einer!“

Zwei Gestalten ruderten in einem kleinen Boot durch die Wellen auf ihn zu. Die Rettung nahte! Doch was war das?

Im Licht der Laternen, die einer der Männer hochhielt, sah er die Klinge eines Messers schimmern.

„Da schwimmt einer! Schnappen wir ihn!“

„Was zum ...? Nein, Nein!“, schrie der Kapitän, als er begriff, was die vermeintlichen Retter beabsichtigten.

Er drehte sich im Wasser auf den Rücken, umklammerte das Stück Holz mit einem Arm und paddelte mit dem anderen Arm um sein Leben – rückwärts, aufs offene Meer zu.

Fünf Monate später

Charlottes Eintritt ins Leben war alles andere als leicht.

„Mrs Earling, Sie strengen sich überhaupt nicht an! Wie können Sie dieses Gebrüll hören und nichts dagegen tun?“

„Weil es zu meiner Aufgabe gehört, dieses Gebrüll auszuhalten!“ Die Hebamme richtete sich auf und stützte die Arme in die Hüften. „Hören Sie um Gottes willen damit auf, die ganze Zeit hin und her zu laufen, Mrs Gibbs! Durch das Geklapper Ihrer Schlüssel kommt das Kind auch nicht schneller zur Welt.“

Die Worte wurden eher ausgespuckt als gesprochen. „So wie Sie herumjammern und nervös mit Ihren Schlüsseln spielen, könnte man meinen, Sie liegen in den Wehen und nicht Lady Agnes!“, fuhr sie die Haushälterin an. „Haben Sie noch nie eine Geburt gesehen?“

Mrs Gibbs verschränkte die Arme und tippte mit einem Fuß auf den Boden. „Auf so eine herrische Stimme höre ich nicht!“, antwortete sie.

Mrs Earling wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, murmelte etwas über Bedienstete, die das einfache Denken nicht beherrschten, und beugte sich über ihre Patientin. Mit einem feuchten Tuch tupfte sie das schweißgebadete Gesicht um die weit aufgerissenen Augen ab, die ängstlich zur Decke des Himmelbetts starrten. Plötzlich rang die stöhnende Frau nach Luft, griff nach dem Arm der Hebamme und krallte sich daran fest. Ihr Atem kam in kurzen Stößen.

„Bald haben Sie es geschafft, Mylady“, sagte Mrs Earling, „halten Sie nur durch. Gleichmäßig atmen!“ Sie blickte hoch. „Stehen Sie nicht da wie ein dummes Schaf, Mrs Gibbs! Holen Sie Wasser, wischen Sie den Boden, öffnen Sie das Fenster, bringen Sie frische Laken! *Tun* Sie gefälligst irgendwas, damit ich nicht wahnsinnig werde! Wenn dieses Bett sich in einen Sarg verwandelt, dann sind Sie schuld!“

Mrs Gibbs öffnete ihren Mund und klappte ihn wieder zu. Schließlich fand sie ihre Sprache wieder. „Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie reden, Mrs Earling? Ist Ihnen bewusst, dass ich als Haushälterin dieses Anwesens Ohren und Augen für Lady Agnes bin und dass nichts in diesem Haus meiner Aufmerksamkeit entgeht?“

„In dem Fall wird es Ihrer Aufmerksamkeit auch nicht entgangen sein, dass Ihre Lady sich gerade in großer Not befindet. Ungeachtet, wie viele Haushälterinnen und enge Vertraute von Lady Agnes in der Gegend herumschwirren – bis diese Not gelindert ist, führe ich in diesem Raum Regie, nicht Sie!“

Mrs Gibbs biss sich auf die Lippen und marschierte zum Fenster.

Die stickige Luft hing wie ein schwerer, unsichtbarer Nebel über dem Bett. Sie roch nach abgestandenem Kräutertee, vermischt mit dem Duft der Lavendelblüten, die in den Tüchern gelegen hatten. Lady Agnes liebte Lavendel. Mrs Gibbs zog den Vorhang zur Seite. Ein Luftzug bewegte sich, kaum spürbar, in den Schatten des riesigen Schlafgemachs. Hier hatte Lady Agnes Greenwold seit Wochen still gelegen und kaum das Tageslicht erblickt. Nun wandte sie ihren Kopf zum Licht und atmete tief ein.

Zwei Möwen schossen laut schreiend über das Haus Richtung Meer.

Eine Wespe flog durch den offenen Fensterspalt und torkelte wie betrunken gegen den Porzellankrug, der neben den Handtüchern auf dem Tisch stand. Es war einer der schwülsten Tage des Altweibersommers, der auf wochenlangen Sommerregen gefolgt war.

Das Pfeifen eines Gärtners drang durch das offene Fenster. Von der fernen Wiese klang das fröhliche Treiben der Apfelernte. Männer vom Dorf schüttelten die Bäume mit langen Stangen, Kinder schrien und sprangen um die Wette, um ihre Körbe mit Obst zu füllen.

Das Summen der Wespe, die Rufe der Männer, das Lachen der Kinder, der Duft des Sommerlieders, der durch das offene Fenster wehte, das Rauschen des Meeres in der Ferne: Jedes Geräusch, jeder Geruch war wie ein Bote aus einer anderen Welt, in der das Leben noch in geordneten, vertrauten Bahnen lief. Sie schienen die geplagte Frau für kurze Zeit zu besänftigen. Die Qualen, die ihre Züge verzerrt hatten, ließen nach, sie keuchte und ihr Atem wurde ruhig.

Aber die Entspannung währte nicht lang.

Plötzlich warf sie sich auf die Seite, krümmte sich und schrie vor Schmerz auf.

„Dieses Kind reißt mich in Stücke!“, kreischte sie. „Mrs Earling, helfen Sie mir, ich kann nicht mehr!“

„Ruhig, ruhig, Mylady, bald ist es so weit!“

Draußen hörte der Gärtner auf zu pfeifen. Er legte die Schere, mit der er die verblühten Rosen abgeschnitten hatte, auf den Boden, bekreuzigte sich, schüttelte den Kopf und fing wieder an zu schneiden, als hinge sein Leben davon ab.

„Mrs Gibbs, halten Sie ihre Beine fest! Es kommt gleich noch eine Welle!“

„Ich tue schon mein Bestes, Mrs Earling“, blaffte die Haushälterin.

Die Hebamme wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, dieses Mal mit einem Tuch. Die Gebärende gab einen letzten, markerschütternden Schrei von sich. Danach wurde sie still, während Mrs Earling mit flinken Bewegungen ein zappelndes und nach Luft schnappendes Bündel emporhob. Sie klopfte dem Neugeborenen auf den Rücken, tupfte es mit warmem Wasser ab und wickelte es in eine Decke.

„Mylady, wollen Sie Ihre Tochter nicht willkommen heißen?“, fragte sie.

Die erschöpfte Frau stöhnte. Sie drehte den Kopf zum Fenster und starrte reglos in den Himmel. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein.“

Sie wandte sich Mrs Gibbs zu. „Holen Sie meinen Mann und wecken Sie mich, wenn er kommt.“

„Sofort, Mylady.“

„Sie bringen das Kind eilends zur Amme“, warf Mrs Gibbs der Hebamme in einem forscheren Ton zu. „Frances holt frische Wäsche. Ich kümmer mich um Lady Agnes. Wir brauchen Ihre Dienste nicht mehr.“

Ohne einen Blick auf das neugeborene Kind zu werfen, verschwand die Haushälterin durch die Tür. Das Klappern ihrer Schlüssel war immer noch zu hören, lange nachdem sie gegangen war.

Ein einziger, schauerlicher Schrei einer Silbermöwe begrüßte die Ankunft der kleinen Lady Greenwold.

„Keiner freut sich. Ich schließe daraus, es ist wieder ein Mädchen“, sagte Frances, das Hausmädchen, das ins Zimmer geschlichen war und neugierig auf das kleine Bündel in Mrs Earlings Arm blickte. Sie wischte sich verstoßen eine Träne aus dem Auge.

„Reden wir über etwas anderes, Frances“, seufzte Mrs Earling, während sie den weinenden Säugling in der Armbeuge schaukelte und mit der freien Hand das Fenster schloss. „Hast du es bemerkt? Die Jungvögel sind ausgeflogen und ihre Nester sind leer. Das Weibchen sucht nach seinen Jungen.“

„Es sieht nach Regen aus“, fügte Frances hinzu.

„In mehr als einer Hinsicht, Franny“, war die müde Antwort. „Richte das Zimmer und schaue nach Lady Agnes, bis Mrs Gibbs wiederkommt, dann kannst du gehen. Lady Agnes hat die Geburt überstanden.“

Den Säugling immer noch im Arm, warf Mrs Earling einen letzten Blick auf ihre Patientin, zupfte die Bettdecke zurecht, griff nach ihrem Mantel und Hut, verließ den Raum und eilte die große Treppe zum Haupteingang von *Birch Hollow* hinunter.

Der Weg zum Dorf hatte sich in eine Schlamminne verwandelt, so stark trommelte der Regen auf die Wiesen, Wälder und Straßen. Unter dem Umhang drückte sie das Kind fest an ihren Körper und hoffte, das verzweifelte Schreien dadurch zur Ruhe zu bringen. In der anderen Hand trug sie eine Laterne.

Ein Blitz erhellte für einen flüchtigen Moment den Kirchturm und die Dachgiebel des Dorfes, auf das die Hebamme zueilte. Das ferne Brausen aufgebrachtener Meereswellen vermischte sich mit dem Prasseln der Regenfluten, als ob Meer und Himmel sich verschworen hätten, ihren angestauten Zorn in einem einzigen Ausbruch auf diesen abgelegenen Strich Landschaft auszuschütten.

Mensch und Vieh waren längst in Deckung gegangen, als die einsame Gestalt durch den Schatten des Kirchturms huschte, auf die Silhouette eines Häuschens zu, das sie im Licht der Laterne gerade noch ausmachen konnte.

Sie klopfte hastig an die Tür und stürzte hinein, ohne auf eine Antwort zu warten. Drinnen warf sie ihren Umhang mit einer kurzen Schulterbewegung nach hinten, ungeachtet der Regentropfen, die in alle Richtungen flogen und Pfützen auf dem Steinboden des schmalen Flurs hinterließen.

„Maggie, bist du wach?“, rief sie durch den Flur, „ich habe ein Geschenk für dich!“

Das einzige Lebenszeichen von ihrem Mann, das Lady Agnes Greenwold an dem Abend vernahm, an dem ihre zweite Tochter zur Welt kam, war das Klappern von Pferdehufen auf der Zufahrt. Es wurde immer leiser, bis es vom Sausen des Windes und vom Rauschen der Birken verschlungen wurde.

Natürlich will er von diesem elenden blutigen Häufchen Kind nichts wissen, dachte Lady Agnes. Wenn es ein männliches kleines Wesen gewesen wäre,

hätte sein Gesicht kurz aufgeleuchtet, dann wäre er losgaloppiert, um die gute Nachricht in alle Welt zu verbreiten, dass er einen Erben hatte.

Jetzt hatte sie den Schrecken hinter sich. Immerhin. Hatte diesen Klumpen, der schwer wie ein Stein in ihrem Bauch hing, aus ihrem aufgeblähten Körper herausgedrückt. Sie musste jetzt versuchen, möglichst bald zu alter Frische zurückzufinden. Mit diesem Gedanken schief sie ein.

Kapitel 1

Fast zehn Jahre später

„Was machst *du* denn hier?“ Das Letzte, was Jake Fenton in diesem Teil des Gestrüpps erwartet hatte, war ein kleines Mädchen, das sich halb hinter einem Baum versteckte. Beinahe wäre er mit ihm zusammengeprallt.

„Das könnte ich genauso gut fragen! Kannst du nicht aufpassen?“

Das Mädchen griff in die Tasche seiner Schürze, die wie ein Vorhang um seinen dünnen Körper hing, suchte vergeblich nach einem Taschentuch und wischte seine Nase stattdessen mit dem Handrücken ab.

„Du hast geweint“, bemerkte Jake. Er trat einen Schritt näher und musterte neugierig ihr Gesicht.

„Na und? Hast du noch nie jemanden weinen gesehen?“ Das Mädchen drehte sich um, verbarg das Gesicht hinter den verschränkten Armen und redete weiter, mehr zum Baum als zu dem Jungen. „Ja, komm nur, mach dich über mich lustig. Erzähl allen im großen Haus und im Dorf, was für eine Heulsuse ich bin!“

Die Kleine fing an, hemmungslos zu schluchzen. Als wäre sie erleichtert, dass sie nicht länger versuchen musste, eine tapfere Miene zu bewahren.

Jake schüttelte den Kopf, streckte eine Hand aus, um ihr tröstend die bebenden Schultern zu tätscheln, zog sie aber wieder zurück.

„Ist schon gut. Warum in aller Welt sollte ich irgendjemandem erzählen, dass du eine Heulsuse bist?“, fragte er stattdessen. „Wer bist du überhaupt?“

Sie hörte schlagartig auf zu weinen, blieb einen Augenblick still und wirbelte plötzlich herum. „Du weißt nicht, wer ich bin?“, fragte sie.

„Nein“, erwiderte Jake mit einem Achselzucken, „woher denn auch?“

Sie machte einen Schritt auf ihn zu, schniefte und hob ihr Kinn. „Ich bin Lady Georgiana Mathilda Franziska Greenwold.“

Er stieß einen leisen Pfiff aus und bot ihr feierlich seine Hand. „Erfreut, Sie kennenzulernen, Mylady. Ich heiße Jake Fenton. Ich bin der neue Stallmeister.“

Zu seiner Bestürzung stampfte Lady Georgiana mit dem Fuß auf den Boden und heulte wieder los.

„Um Himmels willen – habe ich etwas falsch gemacht?“, fragte er.

„Ach, lass mich in Ruhe und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten!“

Sie drehte sich um, lehnte sich an den Baumstamm und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ob ich es will oder nicht, jetzt bist du meine Angelegenheit!“ Jake setzte sich auf den alten Baumstamm, der quer über dem grasbewachsenen Boden im Birkenwald lag. „Ich bleibe hier sitzen, bis du mir sagst, warum du weinst. Ich kann so stur sein wie du.“

Es war ein paar Augenblicke still. Als Jake beobachtete, wie Lady Georgiana mit einem verstohlenen Blick nach hinten prüfte, ob er immer noch da war, erhellte sich seine Miene.

„Sag mal, Lady Georgiana, magst du Möwen?“

„Ach, lass die Lady weg“, erwiderte sie mit hängendem Kopf.

Als Antwort ergriff Jake ihre Hand und zog sie mit sich aus dem Dickicht. Er hielt vor einer alten Mauer an, die mit verwilderter Clematis bewachsen war. Sie erinnerte an Tage, in denen dieser Teil des Anwesens ein gepflegter Garten gewesen war.

Ein einzelner Strang wilden Weins hob sich rotleuchtend vom feuchten Dunkelgrün des Mooses ab und schlängelte sich lässig über das Klettergewächs, bevor er in einer Ritze zwischen den grauen Steinen verschwand. Verblühte Stockrosen wuchsen kreuz und quer entlang der Mauer,

verfangen in den stacheligen Brombeerranken am Fuß einer sanften, grünen Anhöhe. Oben am Hang ragte ein alter Turm in die Höhe.

„Zum Turm darf ich aber nicht hin!“

Jake drehte sich um und sah seine Begleiterin zum ersten Mal im Licht der Nachmittagssonne. Ein Blick reichte, um ein rundes Gesicht, Sommersprossen auf einer kleinen Stupsnase, die rot war vom Weinen, zwei eng geflochtene, hellbraune Zöpfe und eine mit Grasflecken verschmierte Schürze aufzunehmen, die viel zu groß war. Eine elegante Lady gab sie nicht gerade ab.

„Du bist aber klein!“, sagte er und als er sah, wie ihre Oberlippe wieder zu zittern begann, erklärte er schnell: „Ich meine, dein Name klingt älter.“

„Ich bin zehn Jahre alt!“

Für ein zehnjähriges Mädchen war sie in der Tat klein und drahtig, aber Jake hielt es für klüger, diesen Eindruck für sich zu behalten.

„Schau, Lady Georgiana, das Nest ist nicht weit von hier, links. Zum Turm gehen wir nicht.“

Schon zog er sie den grasbewachsenen Hügel hoch. Rechts von ihnen sank die Wiese ab und bildete eine Mulde, auf deren anderer Seite die alte Turmruine stand, die sie von der Mauer aus gesehen hatten. Der Weg nach links stieg immer steiler an, bis sie ein kleines Plateau erreichten, das von schwarzen Felsen durchzogen war.

„Dort oben sind die Reste von Möweneiern. Die Jungen sind geschlüpft und üben ihre ersten Segelflüge über dem Meer.“

„Bist du wirklich nur ein einfacher dummer Stallbursche?“, fragte Lady Georgiana außer Atem, während sie mit seinen langen Schritten mitzuhalten versuchte.

„Muss man dumm sein, um ein Stallbursche zu sein?“

„Na ja, die, die ich kenne, sind klein, breit und dunkelhaarig, und sie reden nicht. Sie sind nicht groß, dünn, gesprächig und blond wie du.“

Jake verkniff sich ein Lachen.

„Na, dann darfst du jetzt einen Stallburschen kennenlernen, der schlaksig, blond, redselig und ganze achtzehn Jahre alt ist. Und übrigens bin ich Stallmeister und nicht Stallbursche!“

„Achtzehn Jahre? So alt schon?“

„Sehe ich nicht so alt aus? Oh, schau mal, hier ist das Nest. Hinter diesem Felsbrocken.“

Wenig später streichelte Lady Georgiana mit zitternder Hand die winzigen flaumigen Federn, die verlassen im Nest steckten und in der Brise wehten. Jake beugte sich über ihre Schulter und nahm den Rest einer Schale zärtlich in die Hand.

„Wo sind die Küken jetzt?“

„Sie gleiten über das Land, so weit das Auge sehen kann. Komm, ich zeig's dir.“

Jake führte sie zum Rand des Plateaus, sprang auf einen der flachen Felsen und schaute zu, wie sie sich abmühte, ihm zu folgen. Hilfe wollte sie offensichtlich nicht.

Die Landschaft lag ausgebreitet vor ihnen. Auf der anderen Seite der alten Gartenmauer ging das bewaldete Gestrüpp fast unmerklich in die gepflegte Schönheit des Parks über. Birken standen dicht beieinander und bildeten den Kern des Waldes, an dessen Rändern riesige alte Esskastanien mit wundervoll gewundenen Stämmen standen. In weiter Ferne erstreckten sich Obstwiesen und Stoppelfelder bis zum Horizont. Voll behangene Rebstöcke schmiegt sich an die zum Meer gewandten Südhänge.

Jake fing an zu erzählen, während ein milder Spätsommerwind über ihre Gesichter strich. Er beschrieb die Lebensrhythmen der Möwen. Danach redete er von den Ulmen, Birken und Eichen, die den Park umgaben, von den sanften Hügeln, zwischen denen das Dorf Hipperclove lag und den zackigen Felsen, die das Dorf und seine Umgebung vom Meer trennten und der Sage nach von Riesen und Geistern bewohnt waren. Lady Georgiana hörte gebannt zu.

„Im Herbst zieht die Landschaft ihr schönstes Kleid an“, sagte er ehrfurchtsvoll. „Der Herbst ist außerdem eine feine Zeit fürs Weinen, weil er der beste Tröster ist.“

Er sprach mehr zu sich selbst als zu Lady Georgiana. „Bewahre also all deine Tränen, wenn möglich, für den Herbst. Die Schatten sind länger und dunkler, die Sonne aber goldener. Wenn ich sehe, wie der Septemberglanz der aufgehenden Sonne die Landschaft mit warmem Licht überflutet und den Morgentau auf den Spinnenfäden erleuchtet, sodass sie wie winzige Lichterketten auf den Hecken aussehen, dann muss ich wieder fröhlich werden.“

„Weinst du auch manchmal?“, fragte Lady Georgiana.

„Gelegentlich“, antwortete Jake. „Zum Beispiel, als ich letzte Woche liebe Menschen weit weg in Schottland verlassen musste, um nach *Birch Hollow* zu kommen.“

„Wir sind also beide neu in *Birch Hollow*.“

„So scheint es. Und wer neu ist, ist einsam. Und wer einsam ist, kann, wenn er es will, Freunde überall in der Natur entdecken: Bäume, Felsen, Möwen. Dann nimmt er Worte und malt Bilder mit ihnen und danach ist er nicht mehr so einsam.“

„Deshalb kannst du so schön erzählen“, bemerkte Lady Georgiana. „Übrigens, nennst du mich bitte Charlotte?“

Jake drehte sich rasch zu ihr um und starrte sie an. „Du heißt Charlotte?“ Er hielt inne, als ob er versuchen würde, Puzzlestücke in seinem Gedächtnis miteinander zu verbinden.

Lady Georgiana redete unbeirrt weiter. „Meine Mutter – die Mutter, bei der ich bisher wohnte – nennt mich Charlotte, und sie hat mich lieb. Meine anderen Eltern nennen mich Lady Georgiana, aber ich heule, wenn jemand Lady Georgiana zu mir sagt. Ich bin artig, wenn man mich Charlotte nennt.“

„Daraus soll man schlau werden?“

„Du musst nicht schlau werden, nur machen, was ich sage!“

„Du bist aber eine Dame, die weiß, was sie will“, sagte er schmunzelnd.

„Oh! Der Gongschlag! Ich muss weg! Ich bekomme Ärger, wenn Vater erfährt, dass ich mit einem gewöhnlichen Stallburschen geredet habe!“

Der Zauber der Herbstidylle war gebrochen.

„Ich bin der Stallmeister, nicht der –“

Doch ohne einen Blick zurück rannte Lady Georgiana schon den Hang hinunter. Bis die Kirchenglocke im nahe gelegenen Dorf fünfmal geschlagen hatte, war sie über die Mauer geklettert und in den Birkenwald verschwunden. Jake schüttelte den Kopf.

Noch lange, nachdem Lady Georgiana außer Sichtweite war, blieb sein Blick auf das Gestrüpp, die Mauer und die Birken gerichtet. Irgendetwas rührte sich in seiner Seele. Er hatte das Gefühl, dass ein unsichtbarer Faden sein Schicksal mit dem des Mädchens verband. Als wären sie zwei Herbstblätter vom selben Zweig, die der Wind auseinandergetrieben und auf weit voneinander entfernte Felder geweht hätte.

Er setzte sich ins Gras und musterte die dunklen Wolken, die über den Horizont geschlichen waren. Sie waren noch nicht nah genug, um die sonnengebadete Landschaft in ein düsteres Grau zu verwandeln. Ein kaum erkennbarer Hauch von Orange schimmerte durch das Laub. Als hätte ein Künstler mit seiner Pinselspitze winzige pastellene Spuren auf die grüne Kulisse der bewaldeten Hänge getupft und sie dann zärtlich gestreichelt.

Noch wartete die Landschaft mit angehaltenem Atem auf einen geheimen, für menschliche Ohren nicht hörbaren Startschuss. Dann würde sich das gewaltige Naturschauspiel entfalten – eine Farbenschau in satten Mischungen von Gold, Rot und Orange.

Strahlend, leuchtend, himmlisch.

Ein letzter Ausbruch von Leben, bevor der Winterfrost monatelang wie eine steife Decke über dem ganzen Panorama liegen würde.

Rauch aus den Schornsteinen des Herrenhauses schlängelte sich träge in die Luft und mischte sich mit dem Rauch, der aus dem Garten stieg. Der Gärtner schien einen Sturm zu befürchten und trug einen Armvoll Blätter in die Scheune, bevor der Wind sie aufwirbeln konnte. Bald trübte ein grauer Dunst das Grün der Landschaft und die Luft wurde kühl.

Ein ferner Donnerschlag riss Jake aus seiner Grübeleien. Er stand auf, schüttelte Grasreste von seiner Jacke und marschierte den Hang hinunter. Anstatt zum Stall zu gehen, in dem er neben dem Pferdewirt Frederick ein Zimmer über der Scheune bewohnte, bog er auf der anderen Seite des Birkenwaldes nach rechts und lief mit raschem Schritt über die Brücke Richtung Dorf.

„Ich muss mit Mutter reden“, murmelte er.

Dickon zögerte, bevor er klopfte. Aus der Bibliothek drangen Stimmen durch die geschlossene Tür in den Flur. Der Diensthote sah sich vorsichtig um, dann legte er sein Ohr an die Tür.

„Ich werde mein Recht geltend machen, das ist dir wohl klar, Cousin!“

Eine fremde Stimme. Der Besuch musste überraschend gekommen sein. Die übliche Bestellung von Apfelwein für Gäste hatte es nicht gegeben, nachdem die Bediensteten die Räder der Kutsche auf dem Kies in der Zufahrt gehört hatten.

„Beides falsch, Malcolm. Weder ist es dein Recht noch ist es mir klar. Im gleichen Maß, wie dein Whiskykonsum gewachsen ist, hat deine Intelligenz abgebaut.“

Das war Lord Greenwold. Geschäftlich, eiskalt, souverän.

„Aber zum Glück nicht so stark, dass ich die Gesetze des Landes nicht mehr kennen würde, Winston! Verwandtschaft ist Verwandtschaft. Um Blutsbande kommt kein Lord von *Birch Hollow* herum – und sei er noch so erhaben! Du hast damals durch Lug und Trug vom Bürgermeister einen Sondererlass für dich hergezaubert, damit deine Töchter dich beerben können. Aber der Bürgermeister ist nun tot, das Dokument konnte nach dem Brand nicht mehr gefunden werden. Dein Versuch, sein Verschwinden zu verheimlichen, war vergeblich. Selbst der kleinste Stalljunge weiß, dass deine Sonderregelung damit hinfällig ist. Deine Töchter gehen im Falle deines Todes leer aus. Hoffentlich hast du schon reiche Männer für sie in Aussicht. Ansonsten bin ich dein Nachfolger. Einen männlichen Erben aus dem Nichts hervorbringen, kann nicht einmal ein Lord Greenwold.“

Die Stimme klang spöttisch und schadenfroh. Der Besucher wusste offensichtlich, dass er damit bei Lord Winston auf einen empfindlichen Nerv traf.

Dickon wartete gespannt auf die Reaktion seines Herrn. Ein vollblütiger adliger Wutausbruch würde ihm Stoff liefern, um die Dienerschaft in der Küche einen Abend lang in seinen Bann zu ziehen. Türknallen, Gebrüll, das Hämmern mit den Fäusten auf dem Tisch, hin und wieder eine gebrochene Glasscheibe – das alles hatte Lord Greenwold in seinem Repertoire. Doch dieses Mal hatte sich der Lord im Griff. Er hatte wohl gelernt, lieber auf langfristige Rache zu setzen.

„Natürlich kenne ich die Gesetze des Landes, Cousin“, gab er kontrolliert und gefasst zurück. „Aber dieser Teil des Landes unterliegt anderen Gesetzen, und die bestimme ich. Möchtest du eine Zigarre?“

„Nein, ich möchte mein Recht. Ich will Klartext, feste Garantien. Lang genug redest du nun schon um den heißen Brei herum.“

„Warum hast du es plötzlich so eilig?“

„Ich hatte es schon immer eilig. Ich will dir nur die Mühe sparen, nach einem anderen Erben zu suchen. Ich will meine Zukunft planen. Ein Gentleman braucht seine Sicherheiten, Winston. Du bist nicht mehr der

Jüngste und ich brauche Zeit, um mich mit deiner freundlichen Unterstützung in meine Aufgaben als zukünftiger Herr von *Birch Hollow* hinein-zufinden.“

Die Stimmen wurden leiser, offensichtlich wandten sich die beiden jetzt mehr zum Kamin hin. Dickon drückte sein Ohr fester an die Tür. Lord Winston stand bestimmt am Fenster. Er rauchte seine Zigarren gerne am offenen Fenster stehend.

„Meinst du wirklich, ich lasse mein Anwesen, mein Vermögen, alles, was meine Vorfäter sich in drei Generationen mühsam erarbeitet haben, in den Händen eines trinksüchtigen Grünschnabels, der alles in Grund und Boden wirtschaftet?“

„Mein Rechtsanwalt wird es anders sehen. Glaub mir, er wird wissen wollen, woher ein Schurke aus der Provinz, der sich adelig nennt, sich das Recht nimmt, die Gesetze dieses Landes willkürlich zu den eigenen Gunsten zu ändern, nur weil er keine Söhne hat! Du wirst von mir hören, Cousin!“

Die Stimmen waren wieder laut und aufgeregt. Dickon sprang von der Tür zurück und stürzte ans andere Ende der Eingangshalle. Als ein korpu-lenter Herr, nicht älter als dreißig, mit geballten Fäusten und zusammen-gebissenen Zähnen aus der Bibliothek stürmte und die Tür hinter sich zuschlug, war er längst damit beschäftigt, eine Messinglampe am anderen Ende der Eingangshalle zu polieren.

Er drehte sich um und mimte Überraschung. „Ach! Sie sind es, Sir Forsythe-Drake! Gehen Sie schon? Ihr Mantel, Sir! Ich helfe Ihnen!“

Dickon blickte in zwei kleine, rastlose Augen. Sie wirkten verloren in den aufgedunsenen Falten eines runden Gesichts, das selbst für den be-leibten Umfang des Gentlemans zu groß erschien. Sir Forsythe-Drake roch nach Whisky.

„Was glotzt du, Junge? Sind alle Bediensteten hier so schamlos wie du? Oder bist du überhaupt ein Diensthote? Siehst ja aus wie ein kleiner Stall-junge, der sich aus Versehen hier rein verirrt hat!“

„Wie ein kleiner Stalljunge, der sich aus Versehen hier rein verirrt hat?? Mit meinen 22 Jahren? Bei allem Respekt, Sir, da muss ich protestieren! Ich Sorge höchstpersönlich für Lord Winstons Wohlergehen, Sir! Und auch für das Wohlergehen seiner Gäste!“ Dickon bäumte sich auf, während er

sprach. „Deshalb dachte ich, ich könnte einen Kamm und etwas Pomade für Ihre Haare holen, Sir. Ich helfe Ihnen gerne, sich frisch zu machen.“

„Meinst du, ich bin für eine Schönheitsbehandlung hergekommen, Junge?“

Als der Besucher aufbrauste, schienen seine Augen in den Gesichtsfalten gänzlich unterzugehen, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

„Her mit dem Mantel. Zuerst der linke Ärmel. Merk es dir ganz genau. Denn du wirst in Zukunft noch sehr oft Gelegenheit haben, mir in meinen Mantel zu helfen. Gewöhn dich besser gleich daran. Jetzt der Hut. Nein, keine Begleitung nach draußen. Nicht heute.“

Dickon hörte die Schritte des Besuchers auf dem Kies, das Wiehern seines Pferdes und die Stimme von Frederick, der dem Kutscher den Weg nach Newquay erklärte. Erst nachdem das Geklapper der Hufe und das Knirschen der Räder auf der Zufahrt nicht mehr zu hören waren, näherte er sich wieder der Bibliothek, um seinen eigentlichen Auftrag auszuführen.

Ein Dunst von Zigarrenrauch hing in der Luft. Dickon setzte mehrmals an, bevor seine Fingerknöchel die Tür endlich berührten. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und klopfte leise.

„Herein!“, kam es schroff von innen.

Lord Greenwold stand mit verschränkten Armen am Kamin. Eine dünne Rauchspirale stieg von einer halb gerauchten Zigarre in die Luft, die in einem Aschenbecher auf dem Kaffeetisch lag. „Was gibt es?“

Offensichtlich war ihm nicht nach Plaudern zumute.

„Frances fragt, ob sie das Kind wieder nach Hause schicken soll, Mylord.“

„Welches Ki... Ach, *das* Kind. Das Kind *ist* zu Hause, Dickon!“, fauchte Lord Greenwold. „Sonst noch was?“

Er marschierte zum Fenster. Sein bohrender Blick glitt über den gepflegten Rasen, der von Nebelschwaden umhüllt war.

„Die kleine Lady scheint es anders zu sehen, Mylord.“

Lord Greenwold drehte sich um. Vereinzelt Sonnenstrahlen durchdrangen plötzlich die dunklen Wolken, die über den Park zogen, und stahlen sich durch die Fenster. Die Silhouette des hochgewachsenen Herrn von *Birch Hollow* ließ die Selbstsicherheit eines Mannes erkennen, der sich in den besten Jahren befand und es zu großen Errungenschaften gebracht hatte. In seiner Stimme klang eine Autorität durch, die keine Widerrede duldete.

NICOLA VOLLKOMMER

Die *Cornwall*-Saga

Die Rückkehr des Erben

Vorwort

Die Bösewichter sind zur Rechenschaft gezogen worden, die Guten feiern den Anbruch fröhlicherer Zeiten – so endet mein Roman *Wie Möwen im Wind*. Ganz wie es sich für eine schöne Geschichte gehört.

Als eine Leserin fragte, was wohl aus dem kleinen Jungen Edward geworden sei, dem unehelichen Sohn des selbst ernannten Erben Malcolm Forsythe-Drake, beschloss ich, dieser Frage in der Fortsetzung *Die Rückkehr des Erben* nachzugehen.

Meine Gedanken führten mich von der Küstenidylle Cornwalls in die dunklen Gassen Londons, wo Elend und Ausbeutung an der Tagesordnung waren. Historischer Hintergrund für diesen Band sind die Armenhäuser in den Großstädten Englands, die durch die industrielle Revolution entstanden sind. Verwahrloste Kinder waren den Grausamkeiten der Armenhäuser ausgeliefert und verarmten jungen Frauen blieb oft kein anderer Broterwerb übrig als die Arbeit in einem Bordell.

Erst langsam wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Reformen eingeleitet, durch die das Los der Armen verbessert werden sollte. Trotzdem brachten es ruchlose Armenhaus-Vorsteher wie Mr Creek fertig, auch diese Fortschritte zum eigenen Vorteil zu nützen.

Im zweiten Band meiner Cornwall-Saga werden meine Leser die Charaktere wiedertreffen, die sie im ersten Buch kennen- und lieben gelernt haben. Die Hauptrolle im Geschehen übernehmen jedoch neue Figuren – allen voran Elinor, die erblindende Tochter der Greenwolds, ihr Kindermädchen Marie und der seit Langem verschwundene Junge Edward.

Ich wünsche meinen Leserinnen und Lesern auch mit diesem zweiten Band vergnügte Lesestunden.

*Nicola Vollkommer
Reutlingen, im November 2024*

Prolog

London, 1848

Deshalb liege ich wohl richtig in meiner Annahme, dass ich nur noch wenige Tage zu leben habe ...

Der Schreiber legte seine Schreibfeder auf den Tisch und lehnte sich zurück, seine Arme hinter seinem Kopf verschränkt. Er blickte zum Fenster hinaus, durch dessen staubige Scheiben ein paar fahle Lichtstrahlen von der Gaslaterne ihren Weg durch den Nieselregen in den dunklen Raum fanden. Neben einem Papierbogen, der auf dem Tisch lag, flackerte das Licht einer einzigen Kerze.

Der Mann bückte sich wieder nach vorne über den Tisch, tauchte seine Feder in das Tintenfass hinein, ohne die schwarzen Tropfen, die nun auf den Tisch und seine Jacke spritzten, zu beachten, und kratzte weiter auf dem Papier. Sein üppiger Oberkörper war in eine grüne Weste hineingezwängt, die bessere Zeiten gekannt hatte. Dunkle, zusammengezogene Augenbrauen, die wie ein Dach über zwei kleinen, blinzeln den Augen hingen, stachen aus einem aufgedunsenen Gesicht heraus. Seine Haut glänzte rötlich im Kerzenschein. Blonde Haarsträhnen, feucht von Schweiß, guckten unter einer dreckigen Schlafmütze hervor. Mehrere leere Weingläser lagen auf der Tischfläche verstreut.

Der Regen verwandelte sich in Sturzfluten; die Wolken schütteten ihren angestauten Ärger auf die Dächer der Großstadt aus, um auch die

verborgensten Winkel Londons in ihrer Niedertracht bloßzustellen. Die Straßenränder rächten sich. Rinnsteine, die sonst mit Kot und den verwesenden Leichen von Ratten verstopft waren, spuckten ihren Unrat auf das Kopfsteinpflaster. Alles, was sich auf den schmutzigen Straßen bewegte, suchte Deckung. Streunende Hunde und Katzen kauerten sich in Hauseingängen und unter verlassenen Fuhrwerken. Menschen hockten in den Winkeln verfallener Hütten, die wie aufgestapelte Kisten die engen Straßen säumten. Fensterläden, die lose in den Angeln hingen, schlugen gegen die Hauswände.

Noch saß die frostige Luft des vergangenen Winters zwischen den feuchten Mauern der Häuser. Noch gewährten die brüchigen Hausdächer dem eisigen und stürmischen Unwetter Raum, das über London hinwegfegte. Die warmen Strahlen eines anbrechenden Frühlings hatten ihre Mühe, diesen widerlichen Fleck Englands zu erreichen.

Der Schreiber füllte einen zweiten Briefbogen mit hastig formulierten Sätzen. Er schien weder das tobende Gewitter zu bemerken noch den trägen Nieselregen, der darauf folgte und der wie eine feuchte Decke über der müden Stadt schwebte. Er blickte von seinem Papier hoch, nahm die Kerze in die Hand und hielt sie zum Fenster hoch. Nur das laute Triefen von den Dächern, das Platschen auf dem Kopfsteinpflaster und das gelegentliche Bellen eines Straßenhundes waren zu hören. Er erschrak kurz, als das Grölen eines Betrunknen die Geräusche des Wassers übertönte. Es folgte ein Gurgeln, Stöhnen und Spucken.

Der Briefschreiber rümpfte die Nase, griff nach der Flasche, die auf dem Tisch stand, neigte seinen Kopf nach hinten und kippte sich den Inhalt in einem Zug in den offenen Mund. Er schmatzte, rieb sich die Augen, hielt die Kerze zum Papier hin und bewegte seine Lippen, während er die Worte las, die er geschrieben hatte:

Ich hoffe, durch dieses Schreiben einen endgültigen Strich unter unseren Familienzwiſt zu ziehen und den von mir verursachten Ärger mit ins Grab zu nehmen.

Seine Gesichtsmuskeln verzerrten sich zu einem breiten, krummen Grinsen. Er legte Kerze und Papier wieder auf den Tisch und kritzelte

die Worte *In tiefer, dankbarer Verbundenheit* und seinen Namen unter das Geschriebene.

„Das Siegel besorgen wir uns morgen, dann haben wir die erste Etappe unseres Abenteuers hinter uns“, sagte er in den leeren Raum hinein. Mit einem Funkeln in den Augen faltete er den Brief und steckte ihn in einen Umschlag, den er in eine Schublade unter dem Tisch legte. Danach knöpfte er seinen Samtrock zu, zog halblange Schnürstiefel über seine Strümpfe, ohne diese festzubinden, blies die Kerze aus und schlurfte aus dem Zimmer.

Kapitel 1

„Diese verflixte Wolle! Sie bringt mich noch ins Grab!“ Harriet warf ihr Strickzeug auf den Küchentisch, verschränkte die Arme und betrachtete ein Knäuel verworrener Wollsträhnen, das neben ihrem angefangenen Werk lag. „Einmal blicke ich in die falsche Richtung, Franny, und die Wollfäden verheddern sich wie von alleine. Das alles zu entwirren, dauert eine Ewigkeit.“

„Wie alles Böse in der Welt“, antwortete Franny, die am anderen Ende des Tisches Geschirrtücher sortierte und aufeinanderlegte. „Einmal blickt man weg und das Leben verheddert sich. Und es dauert eine Ewigkeit, es wieder zu entwirren.“

Sie erhob sich und wühlte in einer Schublade nach einem Zündholz. „Lass uns die Kerze anzünden, Harriet, damit du deine Wolle wenigstens sehen kannst und nicht mehr so grimmig dreinschauen musst. Dieses Abendlicht ist nichts für müde Augen. Den ganzen Tag Brühe kochen, Fleisch anbraten und Kartoffeln schälen und dann abends noch stricken. Du bist nicht mehr die Jüngste und solltest hin und wieder an dich denken.“

„An mich denken?“, empörte sich Harriet, die ihr Strickzeug wieder in die Hand genommen hatte. „Wie verwerflich. Wenn Nachwuchs im Haus erwartet wird, dann wird gestrickt – Alter hin oder her!“

Plötzlich hielt sie inne. Sie legte das Strickzeug auf den Tisch und wandte ihren Kopf zur Tür hin. „Hat es geklopft oder spielen mir meine Ohren Streiche?“

„Irgendwas habe ich auch gehört“, sagte Franny.

„Das wird der Junge vom Dorf sein, Franny. Er holt Kräuter für seine kranke Mutter. Lady Charlotte hat getrocknete Minze und Petersilie zusammengeschnürt. Auf dem Regal über dem Herd.“

Franny holte das Kräuterbündel, zog den Türriegel zurück und schob es durch den offenen Spalt. „Das nächste Mal kommst du um eine Zeit, in der anständige Leute auf den Beinen ...“ Sie brach mitten im Satz ab und öffnete weit die Tür. „Du lieber Himmel! Was ... wer in aller Welt bist du?“

Im düsteren Licht der Abenddämmerung war die zierliche Gestalt einer Frau zu sehen, deren Kopf unter einer großen Kapuze verborgen war. „Lady Charlotte Greenwold? Ich muss dringend mit Ihnen reden!“ Die Stimme war heiser, dringlich und hechelte. Zwei zitternde Hände schauten unter dem schwarzen Umhang hervor.

„Du irrst dich, Mädchen. Ich bin nicht Lady Greenwold und ich versichere dir, Lady Greenwold erwartet keinen Besuch. Nicht zu dieser späten Stunde und bestimmt nicht an der Tür zum Gemüsegarten.“

Bevor Franny die Tür zuziehen konnte, klammerte sich die junge Frau mit einer Hand am Türgriff fest und warf mit der anderen ihre Kapuze zurück. Das Licht, das durch die Tür schien, offenbarte blasse Gesichtszüge und eine Stirn, in der blaue Adern durch eine hauchdünne Haut schimmerten. Aus einem hohlwangigen Gesicht starrten große Augen, in denen Tränen schimmerten. „Bitte, Ma'am! Ich heiße Marie.“

„Es tut mir leid, aber ich kann dich wirklich nicht reinlassen. Es gibt eine Unterkunft für Durchreisende in Sedgeworth, Marie. Durch Hipperlove hindurch, an der Küste entlang, zwanzig Minuten zu Fuß.“ Franny schob das Mädchen sanft nach hinten in den Garten und sprang in die Küche zurück. Dann zog sie die Tür hinter sich zu, schob den Riegel vor und drückte ihren Rücken gegen die Innenseite, als ob sie Angst hätte, dass die Frau magische Kräfte besitzen und durch die geschlossene Tür hineindringen könnte.

„So abweisend, Franny?“ , fragte Harriet, die ihren Kampf mit der Wolle

wieder aufgenommen hatte. „Du hättest der Dame wenigstens eine Brotkruste in die Hand drücken können.“

„Ach Harriet, wir können doch bei aller Liebe nicht alle Landstreicher aufnehmen. Im Dorf wird ihr bestimmt jemand etwas zuwerfen, abgemagert wie sie aussieht.“

Harriet schüttelte nur den Kopf. Franny zeigte mit dem Daumen über ihre Schulter auf die Tür und kehrte zum Tisch zurück. „Sieh mich nicht so an, Harriet. Ich versuche nur Lady Greenworld zu schützen. Das Mädchen ist nicht die erste und wird nicht die letzte sein, die Gefälligkeiten bei Ihrer Ladyschaft sucht.“

Sie zündete eine zweite Kerze an und setzte sich zu Harriet an den Tisch. „Jetzt hast du genug Licht, um deine rebellische Wolle in geordnete Bahnen zu lenken, Harriet! Blau und rosa gemischt. So darf es ein Junge oder ein Mädchen werden. Ich ahne, dass Lord Jake gerne einen Jungen hätte.“

Harriet kratzte mit einer Stricknadel auf dem Tisch herum und blickte hoch. „Woher willst du wissen, dass Lady Charlotte die Frau abgewiesen hätte, Franny?“

„Warum geht dir die Frau immer noch im Kopf herum, Harriet? Du bist wie Lady Charlotte. Sie kann nicht einmal einen Hund von der Tür verweisen. Es streunen in letzter Zeit seltsame Gestalten in der Gegend herum. Die Grenzen zu Birch Heights sind undicht, Lady Charlotte ist fahrlässig mit ihrer Großzügigkeit, irgendwann geht etwas schief. Sie würde den Teufel selber zu Tisch bitten, wenn er um Almosen betteln würde!“

Die beiden Frauen arbeiteten in Ruhe weiter. Plötzlich klopfte es wieder, dieses Mal an der anderen Tür, die zum Hauptteil des Herrenhauses führte.

„Du lieber Himmel, kann eine Frau denn keine zwei Minuten Wolle bearbeiten, ohne dass jemand was von ihr will?“, schimpfte Franny. Ein stämmiger, dunkelhaariger Mann erschien mit einem lachenden Gesicht an der Tür. „Ach du bist es, Dickon. Ich helfe Harriet, dann komme ich gleich.“

„Ich rufe dich, sobald meine Füße im Bett gewärmt werden müssen, meine Liebe!“, antwortete Dickon. „Lady Charlotte braucht dich dringender. Lady Elinor schlägt um sich und verlangt nach einem zweiten Abendgetränk!“

Durch die offene Tür drang das ferne Geschrei eines Streitgesprächs.

Franny warf Harriet einen bedeutsamen Blick zu und legte die Wolle in den Korb. „Ich gehe hoch, Harriet. Ein zweites Abendgetränk gibt es nicht, dafür aber klare Worte. Schon wieder ein freier Abend im Eimer. Ich bin gleich wieder da!“

Dickon hielt die Tür auf und folgte seiner Frau die Steintreppe hoch. Das Geschrei wurde lauter.

„Diese bockige kleine Lady soll eines Tages Herrin von Birch Heights werden? Tolle Aussichten!“ Franny begleitete jede Silbe mit einem stampfenden Fuß auf der nächsten Stufe der Treppe.

„Mit etwas Glück hat der Storch dieses Mal einen ordentlichen Jungen mitgebracht“, antwortete Dickon. „Damit wäre *das* Problem zumindest gelöst.“

Franny warf einen Blick nach hinten über ihre Schulter und verdrehte die Augen. „Willst du andeuten, dass nur ein Junge Birch Heights ordentlich führen kann, Dickon?“

„Ich deute nichts an, Franny. Hab aber Nachsehen mit Lady Elinor. Sie ist erst zehn und trägt ein hartes Schicksal. Ich möchte nicht wissen, wie du herumtoben würdest, wenn du erblinden würdest.“

„Erst zehn? In dem Alter habe ich mühelos einen ganzen Haushalt geführt. Ordentlich, fleißig und mit einem Blick für das Notwendige. Auch blind hätte ich das geschafft. Allerdings war ich abends zu müde, um so spät noch ein Getränk zu verlangen und meine Mutter anzubrüllen!“

Dickon klopfte seiner Frau mitfühlend auf die Schulter und sprang zur nächsten Treppe, die zu den Räumen der Bediensteten führte. Dort hatten Franny und Dickon ihr bescheidenes Zuhause. Er grinste, als eine laute Stimme aus einem der nahe gelegenen Räume ertönte.

„Ich hasse Franny, ich hasse Dickon, ich hasse Harriet, ich hasse euch alle!“

„Langsam, langsam, Elinor. Bald bekommst du eine neue Gouvernante, dann wird alles gut.“

Das war Lady Charlottes Stimme. Das Geschrei wurde lauter. Franny klopfte an die Tür. Sie hörte schnelle Tritte, die Türklinke bewegte sich und Lady Charlotte stand im Türrahmen. Ihre hellbraunen Haare hingen lose um ihr Gesicht, Spuren von Tränen waren auf ihren blassen Wangen zu sehen und die Ärmel ihres Nachthemds waren hochgekremgelt.

„Franny, schon wieder findest du mich ungeschminkt, verzweifelt und völlig aufgelöst vor. Elinor tobt wie eine Wildkatze und Lord Jake kommt erst morgen wieder. Ich bin erschöpft und habe mindestens sechs weitere graue Haare gezählt, als ich heute Abend meine Haube losgebunden habe.“

„Mylady, seien Sie dankbar, dass Sie die grauen Haare noch zählen können. Ich finde auf meinem Kopf kaum Haare, die *nicht* grau sind. Ganz zu schweigen von meinen stöhnenden Knochen. Bald brauche ich drei Männer, die meinen schweren Körper die Treppe hochschleppen. Und wenn ich etwas über Ihre Tochter sagen darf –“

„Du sagst doch sowieso immer, was du willst, ob du darfst oder nicht!“

„Ein zweites Abendgetränk ist das Letzte, was das Kind braucht!“

Lady Charlotte nickte ergeben, zog die Tür hinter sich zu und führte Franny zurück zur Treppe. Hier war Elinors Geschrei nicht mehr so laut zu hören. „Sobald wir eine neue Gouvernante haben, bist du deiner Verantwortung für Elinor entledigt und kannst dich ganz dem Haushalt widmen. Wir beauftragen Jungen und Mädchen aus dem Dorf, um im Haus und im Park mitzuhelfen. Dann kannst du die Füße öfter hochlegen. Du vergisst zu oft, dass du gut über vierzig bist, meine Liebe, ihr seid beide nicht mehr die Jüngsten. Dickon bekommt so viele freie Tage wie er möchte, als Lohn für seine Arbeit unter den Felsen.“

Franny tippte mit dem Fuß auf den Boden. „Ist es Ihnen etwa nicht aufgefallen, dass Ihre Tochter kein großes Interesse an einer Gouvernante hat, Mylady?“

„Sie bekommt eine, ob sie Interesse hat oder nicht. Hier setze ich mich durch.“

„Na so was! Wird auch Zeit. Das Kind braucht eine feste Hand.“

„Ich hatte auf deine feste Hand gehofft, Franny.“

„Es gibt elterliche Pflichten, die man nicht auf andere abwälzen kann, Mylady. Wenn Sie nur mehr Zucht –“

„Bitte, Franny“, sagte Charlotte. „Ich brauche nicht schon wieder eine Predigt über Zucht.“ Sie griff Franny an beiden Armen. „Liebe Franny, du bist für uns mehr als eine Haushälterin. Du gehörst zur Familie. Ich leide darunter, dass du so überlastet bist. Wir tun etwas dagegen. Hab bitte Geduld.“

Franny seufzte. „Ich habe Geduld, Mylady.“

Ihre Stimme wurde sanfter. „Wenn es nur so bleiben würde, wie es jetzt ist, wäre es zu verkraften, Mylady. Aber der Besuch der Stadtkinder im Frühsommer? Die Idee ist nobel, aber die Kräfte reichen nicht aus. Mein Rheuma wird nicht besser. Und Harriet ist bald blind wie eine Fledermaus.“

„Das habe ich an der Suppe bemerkt“, sagte Charlotte.

„Sie werden es an vielen Sachen merken, wenn es so weitergeht, Mylady. Harriet braucht mich in der Küche eher heute als morgen. Und Sie selber sind in anderen Umständen und müssen sich schonen.“

Charlotte ließ ihre Hände wieder fallen und ihr Gesicht hellte sich auf. „Auch daran haben wir gedacht, Franny. Es kommen weniger Stadtkinder als zunächst geplant. Nur fünfzehn. Beschluss von Lord Jake. Vier Buben, elf Mädchen. Für drei Wochen. Nicht hundert Kinder für den ganzen Sommer, wie ich es wollte.“

„Gott sei Dank, dass wenigstens Lord Jake ein Gehirn zwischen den Ohren hat!“, antwortete Franny trocken.

Das Geschrei aus dem Kinderzimmer hatte aufgehört.

„Sie ist ruhig. Vielleicht ist sie vor Erschöpfung eingeschlafen. Du kannst gehen, Franny. Ich wünsche dir eine gute Nacht.“

„Bleibt nur zu hoffen, dass die Herrschaften eine Gouvernante finden, die es mit dem Wildfang aufnehmen kann“, murmelte Franny vor sich hin, als sie in die Küche zurückkehrte.

Harriet blickte hoch von den Wollsträngen, die sie um die Hand wickelte. „Ruhig?“, fragte sie.

„Schneller als gestern“, antwortete Franny. Sie setzte sich hin und begutachtete Harriets Fortschritte mit der Wolle.

„Ich muss immer noch an die arme Frau an der Tür denken, Franny“, fing Harriet noch einmal an. „Ich habe manchmal Angst, dass wir die falschen Leute auf die Straße setzen.“

„Die richtigen kommen wieder. Diese kommt bestimmt nicht wieder.“

„Wir werden sehen ...“

„Gönn deiner Wolle eine Pause, Harriet. Bei Tageslicht lässt es sich besser stricken. Bis Lady Charlotte die kleinen Strümpfe braucht, geht die Sonne noch einige Male auf und unter.“

„Recht hast du“, stimmte Harriet zu. „Bringen wir diesen müden Tag zum Abschluss. Er hatte genug Sorgen, morgen kommen neue.“

„Sag das bloß nicht, Harriet. Du forderst das Schicksal heraus.“

Beide waren aufgestanden und hatten begonnen, Wolle und Stricknadeln zusammenzupacken.

„Das Schicksal treibt, was es will, Franny, ob wir es herausfordern oder nicht.“

Franny blies die Kerzen aus, zog den Spitzenvorhang am Fenster zur Seite und warf einen Blick in den Garten, der in Dunkelheit verhüllt war. *Ich muss Frederik sagen, dass er seinen Spaten vergessen hat*, ging ihr durch den Kopf, bevor sie ein letztes Mal prüfte, ob die Tür auch wirklich fest verriegelt war.

Draußen schlich eine verhüllte Figur an der Außenmauer des Gemüsegartens entlang, wartete, bis das Licht in der Küche erloschen war und huschte über die weite Rasenfläche des Parks. Sie verschwand im Waldgestrüpp am anderen Ende des Rasens. Dort trennte eine Gruppe von Birken das Anwesen von der gewölbten Steinbrücke, die über den Fluss zum nahe gelegenen Dorf Hipperclove führte.

Kapitel 2

„Beweg deinen Hintern, du fauler Bengel, und zwar rasch! Sollst mit deinen dreizehn Jahren schon ein strammer junger Mann sein, benimmst dich aber wie ein wimmerndes, kränkliches Kind!“

Dass heute kein guter Tag sein würde, hatte Edward schon vor Sonnenaufgang geahnt, als er mit einer Ohrfeige geweckt worden war. Etwas brodelte in der Seele des Mannes, den er „Vater“ nannte.

„Mit leerem Magen geht die Arbeit schneller, Junge. Kein Frühstück!!“

Das hatte für Edward Vorteile. Wenigstens würde er sich nicht übergeben müssen. Er warf eine abgenützte Filzjacke über seine Schultern und schob seine Arme in die Ärmel, während er hinter seinem Vater hertrötete.

Sie verließen ein hohes, verfallenes Reihenhaus, über dessen Eingang ein Schild mit den Worten *Drake & Birch Bestatter* an einer einzigen Schraube befestigt war und in dessen staubigem Schaufenster schwarze Tücher über Särgen und Kisten in verschiedenen Längen und Größen hingen. Ein dichter Nebel hatte sich auf die Gassen Londons gelegt und verhüllte die oberen Stockwerke der Häuser in einen milchigen, weißen Dunst. Edward sank bis zu den Knöcheln in den Schlamm, der durch das Gewitter in der Nacht angeschwemmt worden war.

Der Leichenbestatter schleppte einen Holzkarren hinter sich her, auf dem der Name *Drake & Birch* in der gleichen Schriftart wie auf dem Schild blass zu erkennen war. Die Holzräder rumpelten und spritzten auf allen Seiten Dreck hoch. Edward versuchte, mit den großen Schritten seines Vaters mitzuhalten. Er stolperte durch die gewundenen Gassen hinter dem Karren her, bis sein Vater an einer schmalen Tür anhielt. Dort ließ er den Karren stehen, zerrte Edward durch den offenen Eingang und zog ihn mit sich, drei Holztreppe hinauf bis zu einer Tür, die im Schatten des Treppenhauses kaum zu erkennen war.

„Was sträubst du dich so, du elender Lausbub? Rein mit dir!“

Ein mörderischer Gestank schlug Edward entgegen, als er durch die Tür strachelte: Fäulnis, Kot, verwesenes Fleisch von Tieren oder Menschen. Er presste eine Hand über Mund und Nase und suchte mit der anderen nach etwas Festem, woran er Halt finden konnte. Das einzige Licht im Raum kam aus einem hohen Fenster, das mit einer alten Wolledecke halb zugedeckt war.

Die Stille war beklemmend. Kein Geräusch war zu hören außer einem gelegentlichen Wassertropfen, der in einen Eimer unter dem Fenster platschte. Ein Holzbrett am Boden knarrte laut, als Edwards Vater mit festen Schritten den Raum abließ. Eine Ratte huschte vorbei und verschwand in einem Loch in der Wand. Edward atmete tief durch und stützte sich am Türrahmen ab. Im schwachen Licht des Fensters konnte er an den Wänden nur gerade so zwei Haufen Lumpen erkennen.

„Mir wurde bloß eine gemeldet“, brummte sein Vater. „Niemand hier, der bezahlt. Wir halten es kurz.“ Er wandte sich Edward zu. „Auf, los, an die Arbeit, fang mit der da an!“ Er deutete auf die entfernteren Lumpen und wandte sich dem Haufen zu, der direkt neben der Tür lag.

Edward wusste, was er zu tun hatte. Er überquerte auf Zehenspitzen den Raum, streckte seine zitternde Hand aus und zog die Decke blitzschnell weg, aus der ein verfilztes Haarbüschel herauslugte. Ein Käfer rannte über seinen Ärmel und er zuckte mit einem Schrei zusammen. Dann zwang er sich, das Gesicht anzuschauen, das unter der Decke lag. Zwei Zähne ragten über eine blau angelaufene Unterlippe hinaus. Die Wangenknochen stachen beinahe durch die Haut. Das Gesicht war eingefallen und totenblass.

Plötzlich schrie Edward auf und sprang rückwärts nach hinten, in Richtung Tür. „Vater, er hat sich bewegt. Er lebt noch! Ich schwöre es!“

Schockiert stolperte er über die Türschwelle und sank stöhnend und hustend zu Boden, wo er sein Gesicht gegen die Bretter fallen ließ, seine Hände über dem Kopf zusammenlegte und wie gelähmt kauerte. Sein Vater schritt energisch auf ihn zu, packte ihn am Kragen, erteilte ihm eine Ohrfeige und schleppte ihn zurück zu der durchgelegenen Matratze, auf der die menschlichen Überreste lagen.

„Und wenn?“, brüllte er. „Dann hatte ich doch recht, dass ich nur für die eine Leiche bestellt war. Du hältst hier Wache, ich richte den Toten da drüben. Wenn die erbärmliche Gestalt hier bis nachher mausetot ist, nehmen wir sie auch mit.“

Edward klammerte sich ans Bein seines Vaters. „Ich kann nicht mehr, Vater! Lass mich draußen warten! Ich will nicht mehr Tote abholen! Gib mir eine andere Arbeit!“

„Jetzt reicht es aber, du faules Stück!!“

Die nächste Ohrfeige war so scharf, dass sie Edward auf den Boden warf. Noch eine, und dann noch eine. „Meinst du, ich habe mir diese Arbeit freiwillig ausgesucht, Junge? Häh?“

Sein Ton wurde auf einmal leiser. „Wenn du eine bessere Zukunft haben willst, dann tue, was ich dir sage. Es ist nicht für immer.“

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Zitternd am ganzen Leib richtete Edward seinen Blick wieder auf das gespenstische Gesicht, das im Schatten vor ihm lag. Er schluckte und beugte sich über die Matratze. „Lieber einem Schrecken ins Gesicht schauen als ihn im Rücken zu haben“, tröstete er sich.

Edward hielt sich die Hand über den Mund, um nicht wieder schreien zu

müssen. Die Augenlider des Kranken zuckten. Auf einmal riss er die Augen auf und starrte panisch zur Decke, Schaum bildete sich vor seinem Mund. Der Kranke versuchte, seinen Kopf aufzurichten und etwas zu sagen. Eine Sekunde lang blickte er Edward direkt in die Augen. Anstatt zu reden, fing er an, wie ein Irrsinniger zu kichern und zu husten. Plötzlich sank er stöhnend nach hinten, warf einen Arm auf die Decke, drehte seinen Kopf zur Seite und wurde still. Sein Mund stand offen, dunkler Schaum tröpfelte auf den Boden, seine Augen immer noch schreckgeweitet. Er sah den toten Ratten, die an der Wand lagen, auf grauenhafte Weise ähnlich.

Der Bestatter hatte die erste Leiche in ein graues Tuch eingewickelt, das in fernen Urzeiten einmal weiß gewesen sein muss, holte aus seiner Tasche ein zweites Tuch und wickelte die andere Leiche ein. Zu zweit trugen sie zuerst die eine und dann die andere die schmale Treppe hinunter und legten sie auf den Holzkarren.

„Wir suchen den Raum noch einmal ab!“, rief der Leichenbestatter. Er zog Edward die Treppe wieder hinauf in die verkommene Hütte, riss die Türen von Schränken und Schubladen auf, warf einen Blick unter die Matratzen und prüfte, ob alle Fußbodenbretter festgenagelt waren.

„Steck deinen dummen kleinen Kopf in den Herd hinein, ob da Geldsäcke sind“, befahl er und redete weiter zu sich selber, während er die Wände abklopfte. „Man weiß nie, auf welcher Beute bettelarme Leute liegen, wenn die Maden in ihre Leichen hineinkrabbeln, auch wenn sie den Winter über keinen Krümel gegessen haben. Es ist zwar schade, dass ich keine Bezahlung bekomme, aber die Leichen könnten mir dienlich sein. Immerhin.“

Sie verließen jedoch das Elendsquartier, ohne einen Fund gemacht zu haben. Die Schränke und Schubladen blieben offen, und die Lumpen, in denen die Bewohner gelegen hatten, lagen verstreut auf dem Boden. Letzte übel riechende Reste eines Lebens, das keiner würdigen würde, und eines Sterbens, das keiner betrauerte.

Bis die Glocken der St.-Pauls-Kathedrale neunmal schlugen und die Luft vom Poltern der Räder auf dem Kopfsteinpflaster und von den Stimmen der Käufer und Verkäufer auf dem Markt in Whitechapel hallte, hatte der Bestatter die zwei klapperdünnen Leichen mit Wasser abgespritzt und sie in Grabtücher eingewickelt.

Zwei Tage später lag ein neuer Sarg auf dem langen Tisch im Ausstellungsraum von *Drake & Birch*, wo die letzte Wache für die Toten gehalten wurde – oder vielmehr, nicht gehalten wurde, weil *Drake & Birch* meist für Armenbegräbnisse zuständig war. Der Sarg war zugenagelt und mit einem kleinen bronzenen Schild versehen, auf dem die Worte standen:

SIR MALCOLM FORSYTHE-DRAKE
GESTORBEN AM 7. JUNI 1848

Edwards Vater, Sir Malcolm Forsythe-Drake, stand in der Tat neben seinem eigenen Sarg. Er musterte die Kiste und fuhr mit einer Hand über das Holz und das Schild. *Zum Glück war der Junge so krank, dass er nichts vom traurigen Ableben seines geliebten Vaters wissen konnte*, dachte er. *Immerhin – ein feiner Sarg für die zwei elenden, namenlosen Gestalten, die wirklich darin liegen und nach denen keine Maus fragen wird. Und für mich: Glück, Vermögen und Rache!*

Danach zog er seinen Mantel an, setzte einen Hut auf, griff nach dem Koffer, der neben ihm auf dem Boden stand, und marschierte zur Tür hinaus. Es nieselte draußen. Eine feuchte, klebrige Decke hing über der Stadt, ein giftiger Dampf stieg aus den Rinnen am Straßenrand, in denen das Abwasser aus den brüchigen Häusern langsam Richtung Themse floss. Er warf einen Blick in beide Richtungen, zog die Tür zu und hängte ein Schild an den Türgriff: „Inhaber verstorben, Bestattungsinstitut bis auf Weiteres geschlossen.“

Dann winkte er eine Kutsche herbei. „Blanche House“, rief er dem Postillion zu und stieg ein.

Der Postillion grinste und nickte. „Dort bringe ich doch gerne Kunden hin!“, rief er.

Die Pferde wieherten und die Räder setzten sich in Bewegung.

„Gründliche Arbeit hast du geleistet!“, rief Dickon.

„Hast du was gesagt?“, rief Frederik zurück.

Dickon winkte als Antwort mit der Hand und stieg langsam die Stein-
treppe hinauf. Mit der anderen Hand hielt er eine Laterne in die Höhe.

Der unterirdische Gang, durch den die zwei Männer liefen, gehörte zu
einem Labyrinth von Höhlen, die unter den hohen Küstenfelsen vom An-
wesen Birch Heights zum Meer führten. Das Donnern der Wellen unter
den Felsen war so ohrenbetäubend, dass selbst hartgesottene Höhlengän-
ger immer wieder ängstlich um sich blickten in der Erwartung, jede Se-
kunde von tobenden Wassermassen überrollt zu werden.

Dickon blies die Kerze aus, als die Männer sich dem oberen Höhlenein-
gang näherten. Ein Strahl des Tageslichts warf einen gelbbraunen Schimmer
auf die alte Steintreppe. Mulden in den Stufen waren die einzig verbliebenen
Zeugen von Mönchen, die diesen Weg in früheren Zeiten als Zugang zu
unterirdischen Lagern am Meer benutzt hatten, bevor die ersten Herren von
Birch Heights diesen Teil der Küste Cornwalls in Besitz nahmen.

Die Freundschaft zwischen Frederik und Dickon war ein Bündnis der
Gegensätze. Frederiks hohe Gestalt und kräftiger Körperbau ließen Dickon
im Vergleich dazu kleiner erscheinen, als er wirklich war. Frannys gute Koch-
künste hatten Dickons Form in die Breite wachsen lassen, aber zu seiner
Enttäuschung nicht in die Höhe. Dickons Witz, Redseligkeit und Schlagfer-
tigkeit brachten Frederik zum Schmunzeln; Frederiks ruhige Art, seine Ge-
wohnheit, nie zwei Wörter zu sagen, wenn eins reichte, erweckten in Dickon
eine ernste Seite, die seine Frau manchmal schmerzlich vermisste.

Frederik klopfte nun mit der Hand auf ein Holzgeländer, das beide Sei-
ten der Steintreppe säumte. Der Lärm der Wellen war inzwischen nur noch
aus der Ferne zu hören. „Kaum zu glauben, dass sich jahrelang Mörder und
Schmuggler hier herumgetrieben haben“, sagte er mit zusammengepressten
Lippen.

„War Zeit, dass wieder frische Luft in die Höhlen hineindringt“, ant-
wortete Dickon. „Lady Charlotte will unter die unrühmliche Vergangen-
heit ihrer Familie einen Schlussstrich ziehen und hofft, dass das Getrap-
pel von Kinderfüßen in den Höhlen dazu beiträgt. Laut meiner Fanny
versinkt Lady Charlotte nach wie vor immer wieder in tiefe Grübeleien
und quält sich mit der Vorstellung, dass ihr Vater ein Mörder war und
dass ihre geliebte Schwester unter den Opfern der letzten Schiffsplünde-
rung war.“

Frederik senkte seinen Blick und schüttelte den Kopf. „Ob man so eine Vorstellung jemals ganz aus dem Gedächtnis verbannen kann?“

Als Antwort zeigte Dickon auf die Felswand. „Mich schaudert, wenn ich daran denke, dass hier die Toten aus den Schiffen aufgestapelt waren.“

„Lass uns nicht an solche Grausamkeiten denken.“

„Ich erzähle nur Tatsachen, Frederik. Bist du nicht auch stolz auf unser Werk? Schließlich haben wir mit dem neuen Holzgeländer an der Treppe und der Befestigung der unteren Wege nicht nur einen sicheren Zugang zum Strand gebaut, sondern auch ein paar Gespenster verscheucht und einen gruseligen Friedhof in einen Kinderspielplatz verwandelt. Ich bin glücklich darüber, dass die dunklen Hallen nur noch nach Seetang und Möwenkot riechen und die Natur ihr Hoheitsgebiet zurückerobert hat. Lady Charlotte kann in Zukunft von Kinderscharen träumen, die am Strand spielen, anstatt von den grausamen Taten ihrer Väter geplagt zu sein.“

Die Männer traten durch die offene Tür eines alten Turms heraus, der einzige Überrest des Klosters, das früher hier gestanden hatte. Vom Licht der Sonne geblendet, warfen sie einen Blick zurück. Die Stufen waren in Dunkelheit gehüllt.

„Wie in einer anderen Welt ist es dort unten“, flüsterte Frederik, „eine Welt, die immer noch ihre Geheimnisse hütet.“

Dickon nickte. „Sag so was ja nicht in Hörweite meiner Franny, sonst wittert sie wieder Einbrecher von allen Seiten.“

„Die Frau, die gestern Abend vor der Tür stand, ist sie wieder aufgetaucht?“

„Gott sei Dank, nein. Aber ich habe meine Frau selten aufgebrachter gesehen.“

Sie drehten sich von dem Höhleneingang weg und blickten in die andere Richtung. Kaum ein Mensch blieb auf dieser Anhöhe stehen, ohne schweigend innezuhalten. Im Tal unter ihnen schmiegen sich die Mauern von Birch Heights in sanfte Rasenflächen. Die drei Flügel des Herrenhauses, aus verschiedenen Epochen stammend, sahen aus, als ob sie zufällig zusammengewürfelt wären. Die angelegten Gärten um das Haus herum ergaben ein Bild von gepflegter Schönheit, während das Gestrüpp, das den Park umsäumte, die willkürliche Handschrift einer sich selbst überlassenen Waldlandschaft trug.

Entlang der Berghänge am fernen Rand des Parks reichten sich Weinstöcke in schnurgeraden Linien aneinander, wie Soldaten, die auf den Marschbefehl warteten. Tausende von winzigen Knospen an den Weinreben trotzten mit einem Schimmer von Grün dem Grau der Hügel. Schon jetzt waren die Grasflächen mit Farbtupfern in Lila, Weiß, Gelb und Blau übersät. Sie sahen aus wie kleine Edelsteine, die eine Gartenfee freudig hingeschleudert hatte, bevor sie im Schatten der riesigen Eichen wieder verschwunden war. Wiesenschaukraut und Buschwindröschen, Schlüsselblumen und Vergissmeinnicht breiteten sich wie ein Flickenteppich am Fuß des Hügels aus, auf dem die Turmruine stand. Nicht mehr lange, und die Fliederbüsche, die den Birkenwald am Rande des Parks säumten, würden in Weiß und Lila erstrahlen.

Frederik und Dickon schlenderten den Berghang hinunter auf ein kleines Lattentor in einer alten Steinmauer zu. Auf der anderen Seite der Mauer lagen Haufen von Sträuchern und Zweigen.

„Die Wiese habe ich freigeräumt“, sagte Frederik. „Hier bauen wir die Wrackteile auf.“

Dickon durchmaß die Fläche mit langen Schritten. „So so, zu den Vorzügen eines guten Aussehens und einer hohen Gestalt kommt noch das Geschick eines Schiffsbauers dazu!“, grinste er. „Ich bin beeindruckt!“

„Ich dagegen bin von deinen Schmeicheleien weniger beeindruckt, Dickon. Die Wrackteile holen wir aus der Fischerhöhle und bauen das Schiff hier auf. Ein Paradies für Kinder. Sobald ich die Felswand zur Fischerhöhle von innen durchbrochen habe, können wir über der Hochwasserlinie eine Anlegestelle für ein Fischerboot errichten.“

Dickon blieb stehen und ließ seinen Blick über die Wiese schweifen. „Lord Jakes Augen werden leuchten. Seitdem er im Armenhaus in Plymouth war, denkt er Tag und Nacht an das Schicksal der Waisenkinder. Die Zustände in den Häusern sind elend. Die Kinder bekommen eine Brühe mit Knochenresten zu essen, die kein Hund fressen würde, und müssen vierzehn Stunden am Tag arbeiten. Kein Wunder, dass der kleinste Husten sie umhaut und sie wie die Fliegen sterben.“

„Ein Wunder, dass sie überhaupt hierher kommen dürfen“, erwiderte Frederik. „Ob es ihnen wirklich hilft, ein Stück Paradies zu erleben und danach in die Hölle zurückzukehren?“

Dickon antwortete mit einem Achselzucken. „Wenn sie Glück haben, nehmen sie ein Stück Paradies mit, wenn sie wieder gehen.“

Sie liefen durch den Birkenhain zum Rand des Parks und blieben an einer Kreuzung stehen, an der der Weg nach rechts über die gewölbte Brücke in Richtung Dorf und der andere über den Rasen zum Haupteingang von Birch Heights führte. Frederik hob seine Kappe mit einer Hand und klopfte Dickon mit der anderen auf die Schulter.

„Ich gehe nach Hipperclove, Dickon. Bis morgen.“

„Und ich erfahre von meiner Franny, welche Entgleisungen die junge Lady Greenwold sich heute erlaubt hat, danach falle ich nach diesem langen Tag nur noch ins Bett. Danke nochmals für jeden Sandsack, jedes Holzbrett, jeden Spatenstich.“

Frederik winkte, drehte sich auf dem Absatz um und lief zur Brücke hin. Nachdem er den Fluss überquert hatte, hörte er plötzlich ein aufgeregtes Wortgefecht, das aus der Richtung kam, aus der er gekommen war. Er blieb stehen. Dickons Stimme, laut und zornig, wechselte sich mit den schrillen Worten und schluchzenden Klagen einer Frau ab.

„Hallo? Was ist denn da los?“, rief Frederik in den Wald zurück. Er drehte sich um und eilte über die Brücke wieder in den Birkenhain zurück. Die Stimmen wurden lauter.

„Dies ist ein privates Grundstück, Miss. Verschwinden Sie! Sofort!“

„Reden Sie nicht so barsch mit mir, Sir! Ich will nur *einmal* mit Lady Charlotte sprechen!“

Frederik erreichte die Lichtung. Die zarte Gestalt einer Frau stand vor Dickon. Sie hatte die Kapuze ihres Mantels nach hinten geworfen. Ihre zierlichen Gesichtszüge waren nass von Tränen und dünne, verfilzte Fransen hellbrauner Haare hingen ihr in die Augen. Sie strich sich die Haare ungeduldig aus der Stirn und griff Dickons Arm. Dickon sprang zurück.

„He, he, langsam, Miss!“ rief er und schob sie von sich. „Alles, was hier vonstattengeht, läuft über mich. Wenn Lady Charlotte Sie nicht bestellt hat, dann gehen Sie auch nicht hin. So einfach ist das.“

„Sagen Sie mir nur, wo ich Lady Charlotte finde, Sir. Ich will nur ein paar Minuten mit ihr sprechen, dann gehe ich wieder, wenn sie es so will. Ich verspreche es.“